

Thomas Mergel

Erinnerung und historisches Bewußtsein:

Sportgeschichte als deutsche Geschichte

Vortrag bei der Eröffnung der Hall of Fame des deutschen Sports

Berlin, Deutsches Historisches Museum, 6. Mai 2008

Verehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Herr Bundesinnenminister, meine sehr geehrten Damen und Herren,

Vor mittlerweile 25 Jahren entwarf der französische Historiker Pierre Nora ein Projekt, mit dem er das erfassen und erforschen wollte, was er die „lieux de memoire“, Erinnerungsorte nannte: ein Kompendium des kollektiven Gedächtnisses der Franzosen. Damit meinte er nicht notwendig Orte in einem lokalen, physischen Sinne, sondern er fragte auch nach den symbolischen Funktionen von Ereignissen, Institutionen, Mythen. „Erinnerungsort“ bedeutete demzufolge bei ihm nicht allein einen Ort, sondern vielmehr diejenigen Phänomene, die einen Platz im kollektiven Gedächtnis haben. Erinnerungsorte, so könnte man sagen, sind „Merksteine“, Anhaltspunkte für die Erinnerungen der vielen. Und demzufolge finden sich in den Lieux de memoire nicht nur der Eiffelturm oder Vichy, sondern auch die Marseillaise und die Tour de France: bedeutungstragende Kristallisationskerne des kollektiven Gedächtnisses.

Erinnerungsorte sind kein Platz der sentimental Harmonie, der nostalgischen Einigkeit, vielmehr der steten Auseinandersetzung, des Streits, der unterschiedlichen Erinnerungen. Aus Erinnerung wird Geschichte nämlich da, wo sie *öffentlich* ist, nicht notwendig da, wo Einigkeit herrscht. Gerade der Streit und die unterschiedlichen Interpretationen schaffen ein Bewußtsein davon, daß man es an einem solchen Ort, bei einem solchen Ereignis, mit etwas historisch Bedeutsamen zu tun hat.

Man könnte auch die Hall of Fame, die heute eröffnet wird, als einen solchen Erinnerungsort bezeichnen, insofern nämlich der Sport selbst einen wichtigen Platz im kollektiven Gedächtnis einnimmt. Welche Formen des kollektiven Erinnerns werden hier möglich, in welcher Weise werden hier Erinnerungen zu Geschichte? Dieser Frage möchte ich im folgenden nachgehen.

Erinnert wird heute viel. Man kann geradezu einen Boom an öffentlicher und privater Erinnerung ausmachen, mit all den medialen Zweitverwertungsformen, die daran

angehängt werden. Diese Erinnerung kommt nicht spontan, sie ist nicht etwas, was einem plötzlich durch den Kopf geht, sondern sie wird gemacht und organisiert. Begriffe wie „Erinnerungspolitik“ oder „Vergangenheitspolitik“ sind uns Historikern in unserem täglichen Geschäft vertraut. Aber nicht nur die öffentliche, politische Erinnerung hat Konjunktur. Man muß nur auf die Familien- und Stammbaumforschung verweisen, die den Stadt- und Pfarreiarchiven eine ganz neue Kundschaft gebracht hat. Im Radio Berlin-Brandenburg ist eine der erfolgreichsten Sendungen ein tägliches Feature über Namenforschung, in dem ein Leipziger Professor Anrufern die Herkunft ihres Namens erläutert, und sie damit über ihre eigene Herkunft aufklärt.

Über diesem Boom des Erinnerns geht jedoch meist ein Zusammenhang unter, auf den dann wir Historiker hinweisen müssen, nämlich: Kein Erinnern ohne Vergessen. Erinnern ist ein Selektionsvorgang. Nur weil wir *vieles* vergessen haben, können wir uns an *manches* erinnern. Vergessen ist nämlich hilfreich: Kein friedliches Zusammenleben zwischen Polen und Deutschen wäre denkbar, wenn die Polen nicht vieles von dem vergessen hätten, was ihnen die Deutschen angetan haben. Und man merkt momentan, wie zwischen beiden Völkern die gemeinsame Geschichte von Okkupation, Flucht und Vertreibung in dem Maß, in dem Erinnerungen aufbrechen, zur Streitgeschichte wird. Vergessen ist allerdings oft auch ein erster Schritt des Erinnerns: Manches kommt einem erst nach einiger Zeit wieder in den Sinn, wenn der aktuelle Streit nicht mehr solch tiefe Wunden aufreißt. Es ist auffällig, daß das, was man in Deutschland „Vergangenheitsbewältigung“ nennt, erst etwa fünfzehn Jahre nach dem Ende der Nazi-Diktatur einsetzte. Davor war, so schien es, der Schleier des Vergessens über die unmittelbare Vergangenheit gebreitet. Der Philosoph Hermann Lübbe sprach diesem Prozeß des „kommunikativen Beschweigens“ eine hilfreiche Funktion zu: Erst wenn Zeit vergangen und die Bitterkeit der unmittelbaren Erfahrung gewichen ist, kann man mit größerer Ruhe die Vergangenheit wieder vergegenwärtigen.

In diesem Zusammenhang sehe ich die deutsche Erinnerungskultur der letzten – sagen wir: 20 Jahre. Man wird nicht fehlgehen, auch darin einen Vorgang zu sehen, der gewissermaßen nachholend das vergangene Vergessen dispensiert. Ich möchte das Argument wagen, daß mit der Vereinigung der deutschen Staaten auch eine neue Epoche der Vergangenheitspolitik angebrochen ist, die nun andere Geschichten erzählen kann, weil die Erinnerung an die deutsche Geschichte nicht mehr in das Prokrustesbett des Ost-West-Konflikts eingespannt ist. Und es fällt in diesem Zusammenhang sehr auf, daß die Erinnerung an die DDR-Geschichte noch deutlich stärker tagespolitische Funktionen erfüllt als die Erinnerung an den Nationalsozialismus, die heute kaum mehr Streit auslöst, sondern vor allem Gemeinsamkeit stiftet.

Es hat wohl mit dieser Konjunktur der Erinnerung zu tun, daß erst in den späten neunziger Jahren eine Sammlung von „deutschen Erinnerungsorten“ entstand, die nach dem Vorbild Pierre Noras angelegt war. Die Herausgeber, der Berliner Historiker Hagen Schulze und Étienne François, bezeichnenderweise auch ein Franzose, argumentierten darin ebenfalls, daß mit den neunziger Jahren eine neue Zeit angebrochen sei, in der die kollektive Erinnerung nun in neuer Weise konzipiert werden könne. „Die Deutschen sollen sich gegenseitig ihre Geschichten erzählen“, so zitieren sie Richard von Weizsäcker.

Von Sport spricht dieses monumentale, dreibändige Werk übrigens wenig. Lediglich *ein* Erinnerungsort ist angesprochen, und das ist die Bundesliga. Mich verwundert das, und es scheint mir eher an den Herausgebern zu liegen denn an der memorialen Besonderheit des Sports. Denn ich meine, daß der Sport in ganz besonderer Weise geeignet ist, über das kollektive Gedächtnis historisches Bewußtsein zu bilden. Das liegt an der besonderen Form, in der Sport sich ereignet, für Sportler wie für Zuschauer. Er findet per se im Rahmen von öffentlichen Veranstaltungen statt, innerhalb eines lokalisierbaren zeitlichen und örtlichen Rahmens, man kann darauf hinfiebern und sich daran erinnern. Diese Geschehnisse sind von identifizierbaren Menschen bestimmt und finden im Umfeld von ganz anderen Ereignissen statt. An Ereignisse erinnern wir uns bewußter denn an Routinen – die Gedächtnisforscher sprechen von „episodischer Erinnerung“. Die Erinnerung an Ereignisse funktioniert anders, bewußter denn an Routinen. Der Name eines Ortes oder die Nennung einer Jahreszahl erinnern an ein Geschehnis, und im gleichen Atemzug erinnern wir uns auch an anderes, das zur gleichen Zeit stattfand oder an dieses Geschehnis gebunden war. Das können der erste Kuß oder eigene sportliche Gehversuche gewesen sein. Aber sehr häufig sind es auch, gerade im internationalen Sport, politische Ereignisse. Es wird wenig Menschen geben, die an Olympia 1972 denken können, ohne den Überfall der PLO auf das Olympische Dorf und damit den Nahostkonflikt mit zu erinnern.

Teil dieses episodische Charakter ist der Wettkampfcharakter des Sports. Denn es geht um Sieg oder Niederlage, und diese Entscheidungen werden meist in Form von Zahlen gerechnet: Zeiten, Tor- und Punktestände, Schiedsrichternoten. Das macht den Sport zu einem Paradebeispiel der episodischen Erinnerung, weil man mit dem einen Gegner und dem einen Ergebnis eine symbolische Reduktion vor sich hat: Das 4:2 von Wembley von 1966, oder der 100m-Weltrekord Armin Harys 1960: Dabei fallen einem sofort andere Geschichten ein, die eigentlich nichts mit Sport zu tun haben.

Auch deshalb, weil er so sehr als eine episodische Erfahrung funktioniert, können der Sport und die Erinnerung an ihn niemals unschuldig sein. Der Wettstreit der Jugend der Welt als Friedensutopie, wie der Baron de Coubertin sich das für seine Olympischen

Spiele wünschte, traf auf Realitäten, in denen der Sport zu einem symbolischen Austragsfeld für politische Konflikte wurde. Daß Hitler die Spiele 1936 zu einer Propagandaschau des Regimes ausbaute, ist noch in ebenso guter Erinnerung wie die Spiele nach 1945, die zu einem Schauplatz des Kalten Kriegs umfunktioniert wurden: Zeiten, Weiten und der Medaillenspiegel wurden in dieser Epoche zu Repräsentationen des Systemkonflikts. Aktuell sehen wir, wie die kommenden Olympischen Spiele in den Strudel der weltweiten Frage nach der Demokratie geraten. Bei den Olympischen Spielen ist diese Politisierung am weitesten gediehen, und das wohl nicht nur wegen des weltweiten Interesses, sondern vielleicht eben auch deshalb, weil der Anspruch an den Sport so hoch war, als ein Friedensvorbild zu wirken.

Sport und Politik: Das Problem, so scheint mir, taucht dann erst recht auf, wenn der Zusammenhang abgestritten wird. Manchmal können sportliche Ereignisse geradezu als Deckerinnerungen fungieren, hinter denen der politische Zusammenhang vergessen wird. Die Fußballweltmeisterschaft 1978 in Argentinien etwa: jedem Fußballfan fällt als erstes das Signalwort „Córdoba“ ein, die Schmach von Córdoba, ein Wort, dessen Platz im kollektiven Gedächtnis dem von „Canossa“ nicht ganz unähnlich ist: In beiden Fällen geht es um die Demütigung des Kaisers, das eine Mal durch einen italienischen Papst, das andere Mal durch einen österreichischen Mittelstürmer – und das, obwohl Franz Beckenbauer in Córdoba gar nicht spielte. Aber erinnert sich angesichts dessen noch jemand daran, daß es damals eine erregte öffentliche Diskussion um den Umstand gab, daß in Argentinien ein mörderisches Militärregime herrschte, das Tausende verschwinden ließ, und daß man in Deutschland darüber debattierte, ob man an einer Weltmeisterschaft in diesem Land teilnehmen könne?

Sport ist nicht unschuldig deshalb, weil er an andere Ereignisse gebunden ist, und in der Erinnerung die eine Geschichte immer die andere antippt. Die Hall of Fame, die auf viele dieser Ereignisse verweist, und auf deutsche Sportler, die hier eine herausragende Rolle spielten, kann diese Verbindung nicht abstreifen, und ich meine auch: Es wäre fatal, würde man das versuchen. Die Sportler, an die hier erinnert wird, waren alle Vorbilder in Sachen Fairness und Leistung; aber das war nicht ihr ganzes Leben. Einige haben biographische Flecken auf der Weste, die sie in den Augen mancher wohl disqualifizieren würden. Willi Daume oder Sepp Herberger etwa waren bekanntlich Mitglieder der NSDAP, Josef Neckermann profitierte in den dreißiger Jahren von der Arisierung jüdischen Vermögens; gerade diese drei wurden jedoch auch später zu Symbolfiguren der Bundesrepublik und zu Leitfiguren des deutschen Sports. Das eine muß gesagt werden, genauso wie das andere. Es finden sich aber auch ganz andere Biographien hier: Die des Ringers Werner Seelenbinder etwa, oder des Radrennfahrers Albert Richter, die als Regimegegner von den Nationalsozialisten umgebracht wurden. Und es gibt in der Hall of Fame einen Emanuel Lasker, der bis heute am längsten,

nämlich 27 Jahre amtierende Schachweltmeister. Als Jude mußte er 1933 vor den Nationalsozialisten aus Deutschland emigrieren, übrigens nicht zunächst nach den USA, sondern, nach einem Zwischenstopp in London, in die Sowjetunion, wo er an der Akademie der Wissenschaften lehrte und junge Schachspieler ausbildete, bis er vor den Stalinschen Säuberungen in die USA floh. Das sind alles sehr deutsche Karrieren. Viele Deutsche haben im 20. Jahrhundert verschiedene Leben gelebt.

Im Medium der Sportgeschichte offenbart sich so die Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit der deutschen Geschichte, es zeigt sich aber in der Auswahl der Geehrten auch das Bewußtsein und der Wille, nicht nur an das eine zu erinnern und das andere zu verschweigen. Die wenigen Frauen – es sind gerade drei – verweisen auf die geringe Bedeutung, die den Frauen nicht nur im Sport zugestanden wurde; oder, um ein weiteres Beispiel zu nehmen: das völlige Fehlen von Juden nach 1945, dagegen deren starke Prominenz vor 1933, zeigt den tiefen Einschnitt, den Naziregime und Holocaust auch hier hinterlassen haben. In dieser Kollektion von Namen und Lebensgeschichten erweist sich die deutsche Sportgeschichte als Spiegel der deutschen Nationalgeschichte. Es wird Streit darüber geben, natürlich. Aber gerade im Streit zeigt sich, welche Bedeutung der Sport als Erinnerungsort hat.

Und zwar nicht nur in politischer Hinsicht: Wie jede Erinnerung handelt es sich natürlich auch hier um eine Selektion. Jeder hat vermutlich seine eigene Hall of Fame, deren Namen auf ganz individuelle Geschichten verweisen. Aber auch die 40 Namen, um die es hier und heute geht, sind mehr als nur Ausdruck eines politischen, nationalen kollektiven Gedächtnisses. Auch mit ihnen verbinden sich biographische, private Erinnerungen, die einmal mehr belegen, wie mit dem Sport ganz andere Erfahrungen weitergetragen werden. Um dies zu illustrieren, darf ich zum Abschluß ein persönliches Beispiel bringen, das sich an einen der hier stehenden Namen knüpft: Es muß am 11. oder 12. Februar 1976 gewesen sein – es wird sich Ihnen gleich erschließen, woher ich das Datum noch so genau weiß –, da folgte ich, fünfzehnjährig, einem Freund in eine Regensburger Gastarbeiterkneipe. Es war mein erster Besuch dort, und mir war ein wenig mulmig ob der Fremdheit, die mich dort wohl erwartete. Umso erstaunter war ich, als wir den Raum betraten, und eine Gruppe von Jugoslawen in gebrochenem Deutsch die Hymne sang, die zu dieser Zeit durch ganz Deutschland schwappte: „Rosi, Rosi noch einmal, es war so wunderschön, Rosi, Rosi noch einmal, so wird es weitergehen“. Und sie luden uns auf ein Bier ein, um uns zu den bisherigen zwei Goldmedaillen von Rosi Mittermaier in Innsbruck zu beglückwünschen und mit uns auf eine dritte, noch kommende Medaille zu trinken. Jugoslawen freuen sich in Deutschland – genauer: Bayern – über die sportlichen Leistungen einer Deutschen (genauer: einer Bayerin): meine erste Erfahrung mit Deutschland als Migrationsland ist ganz eng an Rosi Mittermaier und die Olympischen Spiele von Innsbruck gebunden.

Wenn das jetzt folgende Filmfeature Ihnen die Mitglieder der Hall of Fame vorstellt, werden in Ihnen vielleicht ähnliche Erinnerungen hochsteigen: Die Hall of Fame als ein Erinnerungsort des deutschen Sports, der deutschen Geschichte in ihrer Gebrochenheit, aber auch unserer individuellen Biographien.

Abdruck vorbehalten!